



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Reck-Malleczewen, Fritz: Reisebriefe. 1. Exodos

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

heute wieder von denen für eine solche gehalten wird, welchen jene Taten aus ihrem kurzen Gedächtnis schon entschwunden sind. Samuel Phelps schuf mit seinem glänzend eingespielten, ziemlich stabilen Ensemble, mit seinen kultivierten Aufführungen und dem ständig wechselnden, das geisttötende „Serienspielen“ aus Prinzip vermeidenden Repertoire klassischer und moderner Stücke die erste englische Nationalbühne, wenn auch das bescheidene Theaterchen der nordlondoner Vorstadt, wo man demokratisch billig zu wirklichem Kunstgenuß kommen konnte, niemals diesen stolzen Namen führen sollte. Der war immer noch den beiden „privilegierten“ Theatern von Covent-Garden und Drury Lane vorbehalten, auf welchen sich jetzt, in Freiheit dressiert, Löwen der Wildnis und Matten Franzlands tummeln durften.

Die künstlerische Arbeit, die Charles Kean und Phelps geleistet haben, sind das erste greifbare Resultat der englischen Theatergewerbefreiheit. Ohne diese wäre der erstere, wenn er das gleiche Experiment überhaupt gewagt hätte, schon nach kürzester Zeit an einer der beiden Unsummen verschlingenden Hauptbühnen materiell gestrandet, und das Unternehmen von Phelps konnte in der Form, in der es für die Gegenwart und Zukunft des englischen Theaters allein Wert hatte, überhaupt erst an einer mit bescheidenen äußeren Mitteln arbeitenden und mit keiner „Tradition“ belasteten Privatbühne Erfolg haben. Phelps und Charles Kean haben jeder zu seinem Teile den Boden für jenen Aufstieg bereitet, den, wenn nicht alle Zeichen trügen, das zwanzigste Jahrhundert dem englischen Theater endlich bringen wird.



## Reisebriefe

Von Fritz Reck-Malleczewen in Stuttgart

### 1. Exodos



uf nachtschwarzem Grunde ein farbenfrohes Aquarell. In heiterem Lichtreigen versinkt die behäbige Hansestadt hinter uns in der Nacht . . .

Ein Rücken zog in die Welt hinaus und freute sich im voraus der Wunder, die es finden wollte. Weil aber die Fremde kalt war und öde, verlangte es nach dem warmen Flügel der Mutter. Und fand mit Mühe den Hof zurück und war froh, untertriechen zu können. Und ward ein braves Huhn und blieb auf dem Hofe und gackerte allen vor, daß es das beste sei, daheim zu bleiben und sich redlich zu nähren.

Täusche dich nicht, du weißt, die Welt dort draußen ist eisenhart. Schön mag sie sein und locken, aber sie umhegt und umfriedet dich nicht, wie deiner Väter Hof. Sie ist erbarmungslos und verschlingt den, der ihr mit weicher Seele naht.

Ein anderes: auf schwerem schwarzen Rosse reitet ein finsterner Mann. Über ein einsames Gestade führt der Weg, darauf Knochen bleichen. Hinter ihm das öde Ufer, vor ihm ungewisses Grau. Glück auf, mein Freund! Du wirst nicht geknickt werden von deinem Geschick. Lichtet sich vor dir das Grau, nun so nimmst du lachend die wonnige Welt in Besitz. Reitest du in das Verderben, was liegt daran? Du blickst hart wie ein Geier und hart wie Stahl ist auch deine Seele. Du hast es gelernt, kein Erbarmen zu haben, hast es selbst am allerwenigsten mit dir. Was dich auch trifft, du wirst nicht leiden.

Und ein drittes noch: kennt ihr das Wanderermotiv aus dem Siegfried? In ruhigen Halben geht es einen wunderlichen Jrgang durch eine Welt von Harmonien vom reinen, frohen H-dur über A, B, As, A, G, As zum erlösenden D-dur. Ein wirres gramvolles Wandern, und doch die ruhige Größe des Gottes, der seinen zerbrochenen Herrscherspeer aufrafft und besiegt doch als Sieger scheidet. Wütender Schmerz, ruheloses Schreiten und doch Göttergröße.

Sahst ihr sie je, die so die Welt durchschreiten? Die eine Wunde davontragen, aus der über kurz oder lang ihr Leben entweichen muß? Die aber doch Könige sind in ihrem Schmerz, der ein Töter ist und ein Erlöser zugleich? Die Schmerzvollen treibt es um, sie wissen selbst nicht, weshalb. Sie fürchten selbst nicht mehr. Und ruhen nicht, bis der alte, stille, bleiche Freund sie liebevoll in seine Arme nimmt.

Was treibt dich hinaus, Gesell? Hinter dir liegt das Land, in dem du dich zurecht findest. Und ein lockendes Lied ruft dich und will dich zurückhalten. Daheim beginnt dein Leben sich zu fügen, was stößt du die Heimat von dir?

Weshalb ich die Heimat von mir stoße, weiß die Heimat allein. Zudem, was nennt ihr Heimat? Die grauen Mauern, in denen ihr euch in fürchterlicher Enge zusammendrängt? In denen ihr keine Bewegung machen könnt, ohne mit dem lieben Nächsten zu kollidieren?

Diese Haufen von Proletarierkasernen, die euch das Land fressen und mit dem Lande eure Kraft, euren Stolz, eure Eigenart? Täuscht euch nicht! Unsere großen Städte sehen nicht wesentlich anders aus, als die dort drüben. Wie lange noch, und auch euch gießt Herr Edison euer Heim aus Zement. Eins sieht dann, wie es sich gehört, genau so aus, wie das andere. Und in allen wohnen dann Normalmenschen mit Normalhirnen und Normalherzen . . .

Wer im harten Kampfe seine Scholle verteidigt, wer auf ihr sein Leben zimmert und Kinder und Enkelin um sich pflegt, mag an seiner engen, wohlgefügteten Welt genug haben. Ich gönne sie ihm und wünsche oft selbst, wenn ich müde bin, die meine wäre so. Wir aber, die wir immer vermissen und

immer suchen, können am Ende zu der Stadt, in der wir leben, nicht mehr Verhältniß fassen, wie zu einem großen Hotel. Entweder man besitzt das Land, das man Heimat nennt, hegt es, erobert es jeden Tag aufs neue. Oder man wird, wenn man ein Stadtmensch ist, der im besten Falle die heiß-ersehnte Villa mit einem Lilliputgarten sein eigen nennt, doch im Grunde zum fahrenden Mann, zum Kosmopoliten, der nichts mehr mit dem Wirtschaftsleben seines Staates gemein haben will. Dessen Vaterlandsliebe erst erwacht, wenn nationale Saiten angeschlagen werden.

Und der wohl auch mit Bitterkeit dem eigenen Lande den Rücken kehren mag, wenn es ihm nahm, was ihm wert war . . .

Was mich hinaustreibt, was geht es mich an? Genug, es treibt mich hinaus; ohne vorwärts- und rückwärtschauen. Ohne Backfischillusion von der „Märchenpracht der Tropen“. Aber auch ohne sentimentales Heimweh.

Genug der Reflexionen. Ich grüße dich, meine Geliebte, silberne, schimmernde See. Noch ungeküßt vom hellen Tag dehnt du dich nun immer weiter um mein Glückschiff, umschlechtest mich immer inniger, als wolltest du mich nie loslassen. Sanft aufquellend, ruhig atmend, mit lieblich gelöstem Leibe liegst du da wie eine brünstige Frau. Und bist mir mehr als Geliebte. Warst immer Trösterin, Freundin, Mutter. Hast nie versagt, wo alles versagte. Hast schon über Nacht Leid an mir gestillt, das ich unstillbar währte.

Meinst es wohl auch heute gut mit mir, wo mich ein leise lockendes Lied an deine Küste zurückruft. Meinst es gut, wie eine Mutter, die lächelnd ihr tropfendes Kind in die Arme nimmt. Ich gebe dir alles, was ich besitze, und worum ich trauere, was hinter mir liegt, und was ich mir zu bauen gedenke. Tausendfach tragen die Ströme, die sich in dich ergießen, dir zu, was dieses Leben an Schlacken fortwirft. Und du nimmst es willig auf, wandelst es hundertfältig in organisches Leben um, bleibst in ungetrübter Schönheit klar und heiter, wie ein Madonnenbild. Ach, auch wir tragen dir Leid und Jammer entgegen, und du kost und streichelst, Geliebte halb und halb Mutter, in brünstigem Erbarmen alles fort von unserer Stirn. Dir bringe ich auch heute entgegen, was mich eine allzu schwere Last dünkte, und weiß, daß du es auch heute gut meinen wirst.

Dich so zu grüßen, bin ich diese drei Stunden, die wir den gelben, trägen Strom hinabglitten, an Deck auf- und abgegangen. Dort hinten versinkt die Küste, die mich halten wollte, der ich entfliehe.

Zu gutem oder schlechten Ende, was sichts mich an? Die Zweifel und Strupel sind ertötet, der Wille ist da, wieder den Becher zu leeren, zu jubeln und zu weinen, zu genießen und zu freuen sich, wie dieses bitter süße Rätselspiel es schickt.

Und reuelos gleitet mein Abenteurerschiff hinaus in die eben erwachende, losende See.

## 2. Allegro ma non Troppo

„Herr Doktor möchten zum Kaffee kommen.“ Was man so Kaffee nennt. Sardinen, Aufschnitt, goldgelbe Marmelade usw. „Herr Doktor es ist Zeit, sich zum Lunch fertig zu machen.“ Sardinen, Aufschnitt, Nieren in Weinsauce, Filet à la Nelson, Kompott, Käse, Kaffee. Kaum hat man den sündhaften Leib in seinem Zimmer ausgestreckt und eine oprechte hollandske Zigarren geraucht, klopft dieser Quälgeist von Steward schon wieder: „Herr Doktor möchten zum Kaffee kommen.“ Himmel Donnerwetter soll diese verdammte Efferei schon wieder losgehen? Gott sei Dank, jetzt habe ich vier Stunden Zeit bis zum Diner. Ja wohl: „Herr Doktor, Herr Kapitän läßt sehr bitten, die neue Gänseleberpastete zu probieren.“ Nun aber raus!

Soll dieses gotteslästerliche Sybaritentum so weiter gehen? Soll ich mit meinem wohltrainierten Körper, den ich prinzipiell nicht über 70 Kilo lasse, ein Kerl im Stabsoffizierformat werden? Oder will dieser dürre Kapitän, dem ich doch nichts zuleide getan habe, mich auf demselben Fluß, auf derselben breiten Schelde, zu Tode mästen, wie einst Lamm Götsch in Costers buntem Legendenbuche den vermeintlichen Verführer seiner Frau?

„Den Wagen vor, ich will nach Hamburg fahren.“ So half sich Liliencron über solche dickblütige Situationen hinweg. Bei mir kann (ebenso wie bei dem Boggsredmann) leider kein Wagen vorfahren. Also muß es heute das Kapitänsgig tun. Nicht vier adlige Kofse vor meinem Wagen, wohl aber vier frische Jungen aus der Lüneburger Heide und von den Vorsetzen aus Hamburg. Und die vier reißen die Riemen mit demselben Temperament durch das Wasser. Denn an dem Quai konnten wir, als wir gestern bei schwerstem Sturm hier ankamen, nicht festmachen. Beim ersten Versuch wurden wir abgetrieben, der Schlepper konnte nicht mehr halten, und wir stieken mit dem Hinterteil (des Schiffes) einen harmlosen, gutmütigen, hydraulischen Krahn, der uns gar nichts zuleide getan hatte, um. Also, daß dieser dicke Geselle mit Erdbebenkrachen auf die Nase fiel und sich dieselbe arg zurechtete.

Also Antwerpen. Kathedrale? Steenmuseum? Börse? Marktplatz? Fällt mir gar nicht ein. Der Literat ist eingemottet. Auf ein halbes Jahr. Und ein gräßlich animalischer Mensch ist an seine Stelle getreten, dem man eigentlich einen Ring durch die Nase ziehen müßte, bevor man ihn von Bord läßt. Und heute vor vierzehn Tagen schrieb ich noch: „Grundzüge der modernen Ringinszenierung.“ Na ja.

Café Weber. Im Boulevardviertel der Blumenstadt an der Schelde viele Offiziere der Transatlantikdampfer, alle nach Nationalitäten geordnet. Eine Damenkapelle spielt. Ihre Primgeigerin ist ein unverkennbarer Pariser Typ, mit eleganten, sehr damenhaften Bewegungen, dabei lachend und gurrend, wie eine große Turteltaube. Sieh da, ein Gruß aus Murgers lachend-weinender Bohème: in jeder Pause steht vor der Kapelle ein junger schwarzgelockter Mensch, der unverkennbare Südfranzose. Und immer gibt es ein paar

Komplimente zu sagen, immer zu lachen, ein Bonmôt hinzuworfen. Alles mit unendlich komischen Handbewegungen, die von einer Ritterlichkeit bis aufs Schaffot zeugen. Laßt mir den Typ, er hat immer Lebensart, er vergißt sich nie in der Form und ist zum Mindesten appetitlicher, als der dickgetrunkene deutsche Bierstudent von anno dazumal. Durch ein Zwischenland müssen wir am Ende alle, die das Land ruhig schaffender und genießender Männlichkeit sehen wollen. Aber dann lieber eins, das uns bei leidlicher Jugend und guter Figur erhält und uns nicht allzufröh in den großen und stillen Ozean einer behäbigen Staatsbürgerlichkeit versenkt.

Hinaus in die Regennacht. In gewundene mittelalterliche Gassen, über die ich jetzt eigentlich einen wohlgestitteten Essay schreiben sollte. Wozu ich aber nicht zu bewegen bin. Sehr richtig, diese Straßen sind krumm. Und werden immer enger, je näher ich dem Hafen komme. Daß der Genosse Browning (für zehn Personen) mich auf diesem Gange begleitet, ist mir ein lieber, ein tröstlicher Gedanke. Bunte Schilder „Gasthaus Berliner Range“, „Zum Nachtlcht“, „Bachus hallen“, Grammophonlänge. Blutrünstige Septimafforde. Hinein. Sieh da, die Sache ist gar nicht so schlimm. Alles wohlangezogene Gentlemen. Kein einziger betrunken. Alles ehrliche, anständige Seemannsgeichter. Aber die Spiegel an den Wänden zeigen doch die ominösen kleinen Löcher mit den radienförmigen Plazern an den Rändern, die dem Kundigen genug über ihre Provenienz verraten. Gott, diese neumodischen, automatischen Pistolen gehen so leicht einmal los, wenn man sie reinigt . . .

In der Mitte der Tabakwolke tanzt man. Ein Offizier von einem deutschen Dampfer und irgendein junges, leichtfüßiges Ding. Er ist in Zivil, im elegantesten, das er hat, das immer wohlgebürstet in seiner Seelste liegt. Und hat einen nagelneuen silbergrauen Filzhut auf dem Kopfe, der mindestens 3,50 Mark gekostet hat. Er sieht immer offen und ehrlich gerade aus, wenn er tanzt, und jede Bewegung ist wohlanständig. Er hat ein Kindergeicht und bleibt sicher immer ein Kind, auch wenn ihn ein Rausch in der schmutzigsten Kneipe von San Francisco stranden läßt.

In der Ecke sitzt die Kapelle: ein Geiger und eine Harfnerin. Sie hat das süße, etwas wehe Lächeln der einen Begleiterin des Alcibiades aus Feuerbachs erstem Platonmahle. Wenn sie aber aufsteht und mit dem Sammelsteller herumläuft, hat ihr Gesicht den altbekannten erwerbssüchtigen Zug. . . . Ein Holländer kommt herein, sehr sauber angetan, mit einem großen Nickeltessel vor dem Bauch. Im Kessel sind Siedewürstchen. Der Mann stellt sich hin, verzieht keine Miene. Alles langt in den Nickeltessel. Er steht wie eine Milchkuh da und wird leer gefressen. Nächste Nummer: eine schon bejahrte Dame (im Format einer dreitausendundfünfhundertpferdigen dreifach-gekuppelten Compound-Expansionsmaschine) erscheint. Es muß eine alte Bekannte sein, denn es entsteht ein großes Hallo. Sie war offenbar früher ein Star von Antwerpen. Jetzt verkauft sie Streichhölzer. . . . Und die niedliche kleine Person, die vorhin mit

meinem Freunde vom Dampfer tanzte, wird nach zwanzig Jahren genau so aussehen. . . .

Dann wird wieder getanzt. Und dieses bunten Bildes freue ich mich, dieser ehrlich-dummen Seeleute, denen man hier das bißchen Geld abnimmt, und dieser jungen Mädels, die wie das liebe Leben aussehen. Und um die man sich nach Mitternacht mit Messer und Coltrevolver rauft.

Lieber Himmel, nach zehn Tagen fahren sie fünf lange Wochen von Southampton bis Punta Arenas und haben nichts von dem, was euch selbstverständliche Tagesgabe ist. Also hinein in den Strudel. . . .

Erst als man mir sehr, sehr nahe legte, eine Flasche Rübdesheimer zu trinken, der entschieden nach nicht ungetragenen Strümpfen duftete, habe ich sehr schnell die Flucht ergriffen. Und bin in die obere Stadt gegangen. Und habe den lustigen Tag als melancholischer Rotweintrinker ernst beschlossen.

„Herr Kapitän hat frische Austern bekommen und läßt den Herrn bitten, um elf Uhr mit ihm. . . .“

Da ist der Kerl schon wieder!

Keraus! . . . Kaus!

\*

\*

\*

Glaubt nicht, lieben Freunde, daß dieser Art alle Eindrücke waren, die mir die silbrige Scheldestadt mitgab. Sie hat mir allerlei geschenkt, als ich durch ihre siebenschiffige Kathedrale schritt, und mir ein wunderjames Geheimnis aufging vor Marias goldumkleideten Frauenbilde. Als mir von Rubens Altarbildern gellende Kreuzigungsschreie kamen. Als ich vor des jüngeren Breughel Kindermord stand. . . .

Lassen wir es heute lieber. Wer immer seine Feuilletonseele aushaucht, wird am Ende ein leerer Schlauch.

Gönnt mir ein wenig dieses sorglose Aufnehmen, das man nicht gleich in wohlgeformten Kritiken bezahlen muß.

Denkt, daß ich auszog wie ein Kaufmann, neue Ware einzuhandeln. Ich will sie getreulich ausbreiten, zur rechten Stunde und am rechten Ort.

### 3. Londoner Herbsttage

Grays, Eastham, Upton Park. In rasendem Laufe fliegt es vorbei. Der Höhenzug drüben, hier die bunten Wiesen, vom lieben Gott hingeworfen für eine frische, fröhliche Jagd hinter der Meute im Septemberfrühlicht. Zwischen Ebene und Bergen die fröhliche Themse mit den ehrwürdigen Nelsonsregatten. Die Häuser des Ostens jagen vorüber, tausende in gleicher Form, zu langen Bataillonsfronten aufmarschirt.

Und dann nimmt dich das Ungeheuer auf und verschlingt dich doch nicht. Du bist nicht ohne weiteres zur Zahl geworden, wie in den Millionenstädten Amerikas oder des Kontinents. Dir bleibt in London immer ein Stück Indi-

vidualität, das du betätigen kannst, ohne die Gebärde des vornehmen Mannes aufgeben zu müssen, von denen du noch einen Widerschein siehst in den schlanken, gutgebauten Gestalten dieser Arbeiter, Kommiss, Schutzleute, Chauffeure. Du kannst stolzen Hauptes einhergehen, ohne pretentiös zu sein. Du kannst eilen, ohne rücksichtslos zu werden.

Weshalb kann es bei uns nicht ebenso sein? Wohl verstanden, ich meine nicht die unbedingte Anglistierung von Barttracht und Kleiderschnitt. Nicht also nur eine Kopie jener Gebärden, die man spielen könnte. Weshalb aber sieht bei uns der einfache Mann nicht ebenso gut gezüchtet aus, wie hier? Weshalb spielt sich bei uns das Straßenleben nicht mit der nämlichen nervenberuhigenden selbstverständlichen Gelassenheit ab, wie hier?

Die erste ist nicht nur eine Rassenfrage, sie geht auch alle die an, die in Deutschland nicht aussterben wollen: nämlich die im täglichen Bad noch immer einen ungeheueren Luxus sehen.

Die zweite Frage aber geht jeden an, der deutschen Boden verläßt, denn man darf meiner Ansicht nach die Tatsache, daß der Deutsche so unbeliebt im Auslande ist, auf die Dauer nicht mit dem Reide der übrigen Nationen (ach du lieber Gott) begründen. Ich glaube, es wäre Zeit, mit einer Manierenreform aller derer zu beginnen, die das Ausland glauben machen, daß wir uns alle in jener näselnden Sprache gefallen, die mehr hinter den Ladentischen des Warenhauses Wertheim, als im Offizierkorps zu Hause ist; daß wir so oft den Begriff des natürlichen Stolzes mit dem der Prätension verwechseln. Genug davon, zum Volkserzieher bin ich nicht geschaffen.

Jetzt am allerwenigsten, wo ich, in Wehmut halb und halb in freudigem Genießen von der Kultur Europas Abschied nehme, die nun für lange, lange Zeit versinkt hinter mir. Wo ich aus den sinnverwirrenden Schätzen des British Museum mich immer wieder in seine Partenonsäle flüchte, wo mich das alles noch einmal in der lächelnden Gelassenheit der alten unumstrittenen Kultur grüßt, dem ich doch das beste danke, was ich besitze. Wo mich in buntem Auf und Ab dieses Leben umbraust, das ich so liebe, für dessen Strom es kein Versiegen geben dürfte, sondern nur ein ewiges Sicherneuern und -fließen . . .

So sprichst du Tor und liegst auf Hydepark grünem Rasen und siehst mit lächelndem Erstaunen die ersten Altweibersommerfäden segeln, hoch oben und starrst in den blaßblauen Himmel hinauf, der dich im müden Herbstlichte still und versonnen küßt, als nähme eine reisende Frau dein Haupt in die Hände und küßte dir die Augenlider zu: „So still, ganz still, mein Junge.“ Und dann ruhest du, alle Glieder gelöst, in seligem Ermatten . . . Und erhebst dich wieder und siehst das ruhige, reuelose Reifen des Herbstes, des Herbstes, der uns doch allen gemein ist, die wir dieses bunte, rätselhafte Spiel treiben, dessen Sinn wir nicht kennen.

Fenchurchstreet, da, wo sie im Westen endet, hellviolette Bogenlichttupfen auf dunkeln, wogenden Menschenmassen. Tausend Automobilschreie, quäkende

Brittenlaute und Trambahnklingeln, Gesichter in allen Tinten der menschlichen Farbenpalette. Um dich wogt und singt es. Bonniges Schwimmen in diesem Strome, von dessen Oberfläche du dich unbekümmert tragen läßt.

Genießt es, unerkant zu sein in diesem Menschenmeer. Niemand, der um dich weiß, niemand, der ahnt, was in dir ist an Hoffen und Fürchten. Was gestern dir das Haupt beugte und morgen vielleicht es wieder emporheben wird zum Licht. Du schreitest wieder ruhig und stolz, wie du lange nicht schrittest, ordnest dich gerne in den Rhythmus dieser Massen und fühlst dich doch an ihrer Oberfläche . . .

Und drüben dort im Osten, wo die Parallelen der Lampenreihen sich in der Unendlichkeit schneiden, ahnst du das verblaffende Bild der Heimat . . .

(Fortsetzung folgt)



## Denis Diderot

Zu seinem zweihundertsten Geburtstag

Von Wilhelm Haape in Baden-Baden



Am 5. Oktober 1713 wurde dem frommen und wohllangesehenen Messerschmied Didier Diderot zu Langres in der Champagne ein Sohn geboren, der seinem Vater mancherlei Sorgen machen sollte. Es war Denis Diderot, der in der Geschichte als einer der Sterne der französischen Aufklärungsperiode neben Voltaire und Rousseau glänzt.

Der junge Denis war hochbegabt, aber mit einer glühenden Wißbegierde vereinigte er einen ebenso großen Hang zur Ungebundenheit. Er wurde zum geistlichen Stand bestimmt und den Jesuiten zur Erziehung übergeben; im zwölften Lebensjahre erhielt er die Tonsur. Sein Verneiner war groß, aber gegen die Theologie zeigte er eine unüberwindliche Abneigung. Auch mit der juristischen Berufstätigkeit, der er sich dann zwei Jahre widmete, konnte er sich nicht befreunden, und schließlich erklärte er auf die Frage, was er denn werden wolle, rund heraus: nichts.

Er ist denn auch „nichts“ geworden, insofern, als er keinen bestimmten Beruf ergriff; aber er ist „alles“ geworden in dem Sinne, daß es kaum ein Gebiet des Wissens und der künstlerischen oder technischen Tätigkeit gab, in